

IV. Naturbilder.

A. Aus der unbelebten Natur.

184. Wie die Steine noch heutzutage auf Wanderschaft gehen.

Ludwig Solereder.

Es war ein stiller Sommerabend, als ich am kiesigen Ufer, dem Flüschen entlang, heimwärts ging. Das Wasser rauschte laut, daß es oben im Walde widerhallte; es hatte eine mühsame Strasse zu wandern. Zahllose Steine von allen Gröfsen unterbrachen und beengten seinen Lauf und nötigten es, bald hier, bald dort mit seinen Wellen über sie wegzuspringen oder zwischen ihnen sich hindurchzuzwängen. Die Steine auf dem Grunde des Flüschens und an seinem Ufer waren alle glatt gerieben und mannigfach gestaltet: walzenförmig, scheibenartig, kugelrund; einige trugen abgerundete Kanten, andere Vertiefungen, fast wie Löcher; unter und zwischen den Steinen lag grauer Sand, hie und da wie von Goldsplitterchen flimmernd. »Wie mag's doch wohl gekommen sein, daß die Steine da, die doch nicht Leben und Wachstum haben, in so verschiedenen Gestalten herumliegen?« so dachte ich und setzte mich auf einen alten Weidenstumpf. Da war mir's auf einmal, als finge ein kugelrunder Stein, der gar nicht weit von meinen Füfsen lag, ganz leise zu erzählen an:

»Vor langer, langer Zeit wohnte ich hoch oben im Gebirge, ich und tausend Kameraden, die noch herumliegen oder schon weiter hinaus ins ebene Land gewandert sind. Dort im Gebirge bildeten wir zusammen die äufsere Schichte einer Felsenwand. Legföhren, Alpenrosen, Steinbrech und andere Pflanzen wuchsen auf uns, und da dies ein gar so prächtiger Schmuck war, machten wir uns nicht viel daraus, daß die Pflanzen ihre Wurzeln immer tiefer in die Risse und Spalten unsers Gesteines gruben und allmählich die Klüfte erweiterten. Allein mit den Wurzeln drang auch Wasser ein; das nagte und bohrte